

**DROEMER** 



Burkhard Hofmann

# UND GOTT SCHUF DIE ANGST

Ein Psychogramm der arabischen Seele

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:**

**[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



Originalausgabe Oktober 2018

© 2018 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Kathrin Keienburg-Rees, Freiburg

Coverabbildung: Shutterstock / javarman

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-27756-0

5 4 3 2 1

*Für Mohamed und alle, die ihm folgten.  
Und natürlich für  
Elias, Florentine und Maximilian.  
Mögen sie genauso in Frieden und Hoffnung  
leben wie unsere Generation.*



# Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| Mutterseelenallein in Arabien   | 9   |
| 1. Das vergiftete Paradies –<br>vom Verbot der Loslösung                | 17  |
| 2. Das Nanny-Syndrom –<br>oder die unsichtbaren Eltern                  | 43  |
| 3. Die Kälte Allahs –<br>wie Religion Strukturen ersetzt                | 62  |
| 4. Der zugedröhnte Narziss –<br>Angst und Narkotika                     | 96  |
| 5. In der Hand Allahs –<br>eine Gesellschaft ohne jeden Zweifel         | 124 |
| 6. Tabuzone Körper –<br>Sex im Reich von Tausendundeiner Nacht          | 156 |
| 7. Patchwork auf Arabisch –<br>die Fallgruben der Polygamie             | 184 |
| 8. Das Reich der Fassaden –<br>mit Gebeten gegen Depressionen           | 211 |
| 9. Aus einer anderen Zeit –<br>die Beduinin                             | 260 |
| 10. Der distanzlose Gott –<br>Macht und Ohnmacht der Glaubensgewissheit | 264 |
| Dank  | 287 |





# Mutterseelenallein in Arabien

**B**ist du meschugge?!« rief Großvater Richard immer, wenn wir wieder etwas Idiotisches gewagt hatten und zum Beispiel auf hohe, dünne Birnbaumäste geklettert waren. Meine Knochen sind wie der Rest bis heute – Alhamdulillah! – heil geblieben.

An seine Worte musste ich denken, als ich zum ersten Mal im Flugzeug in die Golfregion unterwegs war. Inzwischen füllen die arabischen Stempel der Einreisebehörden viele Seiten meines Reisepasses. Die Warnung kam mir zwischenzeitlich immer wieder einmal hoch, wenn ich mich wegen meiner eigenen Borniertheit oder der meines Gegenübers wieder einmal mit einem Patienten festgefahren hatte.

Meine erste Patientin vom Golf, der ich in Hamburg für nur wenige Sitzungen begegnet war, hatte mir Mut gemacht und mich mit der Zusage eingeladen, dass acht bis zehn Patienten auf mich warten würden, wenn ich dies wünschte. So machte ich mich auf den Weg, aus Abenteuerlust, aus dem Wunsch heraus, der täglichen Routine und dem tristen Grau des Hamburger Winters zu entinnen, aus Neugierde und mit der Ahnung, dass »nichts ohn' eignen Wahn« gelingt.

Ich bin seit über 25 Jahren ärztlicher Psychotherapeut in eigener Praxis in Hamburg-Harvestehude, und es werden bald vierzig Jahre sein, seit ich meinem ersten Patienten gegenüber saß und mit ihm redete und auch ein wenig rang. Seitdem habe ich nicht aufgehört zuzuhören, zu fragen und zu antworten.

Nach dem Staatsexamen hatten mich zehn Jahre Wanderschaft durch Kliniken nach zuerst internistischen Anfängen über eine längere Orthopädie- und Psychiatriezeit immer mehr in Richtung »sprechende Medizin« getrieben. Ich fand die seelischen Rätsel

eines Patienten einfach immer interessanter als die zugegebenermaßen auch manchmal spannenden Laborwerte. Zudem schien mir die Psychotherapie ein tröstlicher Ersatz für das aufgegebene Musikstudium zu sein. Um die dreißig herum hatte ich mich dadurch ohne Gram endgültig von der Perspektive einer professionellen Musikerlaufbahn als Geiger verabschieden können, nachdem ich so lange Zeit zwischen Musik und Medizin hin- und hergerissen gewesen war.

In einer guten Therapiesitzung fand ich im Dialog der Stimmen und Motive Anklänge an die Kammermusik wieder. Jeder hat seine Melodie und muss diese vertreten, aber nur wenn wir uns aufeinander einstimmen und zusammenspielen, wird das Ganze mehr als nur die Summe der Einzelteile.

Psychotherapeut ist bis heute mein Traumberuf. Ich kann mir auf professioneller Ebene nichts Beglückenderes als diese Tätigkeit vorstellen. Die Faszination der kontaktvollen Begegnung, der Macht des treffenden Wortes, des berührenden Dialogs ist für mich nie verblasst.

## Die Harmonie der arabischen Seele

Umso größer war die Herausforderung, mich auf die so andere Harmonik der arabischen Seelen einzulassen. Nicht nur haben Geigen im Leben der meisten Patienten dort stumm zu bleiben, weil sie weltliche Gefühle aufrühren könnten, auch der Kontakt, das schwingungsvolle Miteinander, das über alternierende Monologe hinausgeht, wird oft gar nicht angestrebt. So war der Ausgangspunkt der Sitzungen für mich häufig ein Gefühl von Isolation, *moi tout seul*, eben *mutterseelenallein*.

Und so knüpften diese Erfahrungen auch an meine eigenen Anfänge, an meine Kindheit an. Vielleicht bin ich, wie nicht wenige meiner Kollegen, die ebenfalls als Kind versuchten, die Eltern zu heilen, deshalb Therapeut geworden, weil auch mein erster »Fall« –

wie immer die Mutter – ein Therapieversager war. Umgeben von Frauen – Mutter, Großmutter, zwei Schwestern, zwei Nannys und einer Schar Sprechstundenhilfen –, hatte ich, zumindest was den Umgang mit weiblichen Befindlichkeiten angeht, ein frühes Training. Die Exposition an männliche Probleme erledigten mein ADHS-verdächtiger Bruder und mein kriegstraumatisierter Vater.

Als Sohn dieses konservativen Katholiken war ich ein wenig auf die religiös geprägte Welt Arabiens vorbereitet. Die erneute Auseinandersetzung mit der Gottesfrage war für mich alles andere als leidenschaftslos. So wurde ich gelegentlich gefragt, ob ich denn an Gott glaube. Die Furcht, dass ich ein westlicher Atheist sein könnte, stand meinem Gegenüber dabei schon ins Gesicht geschrieben. Ich konnte schlecht antworten, dass ich ein kryptokatholischer Agnostiker bin. So gab ich kund, dass ich Zweifel an der Nichtexistenz Gottes habe. Damit war man zufrieden.

In vielen Begegnungen traf ich auf die alle positiven Erwartungen übertreffende Gastfreundschaft, die Exotik Arabiens, die warmen, magischen Nächte mit den Lichtern der Basare, in denen das Raunen von Scheherazade noch nicht verstummt zu sein scheint, und auf die Not der hilfesuchenden Menschen im Therapieraum. Von diesen und was sie mich gelehrt haben, möchte ich hier erzählen, vom Anderssein, vom anderen Fühlen und vom anderen Denken.

Mit diesem Anderssein stehen sich auch die beiden Teile des arabischen Bürgertums in gegenseitiger Unvereinbarkeit gegenüber. Ein tiefer Riss, der auch vor den Familien nicht haltmacht, durchzieht die arabische Gesellschaft. Die entzweiten Teile driften auseinander und setzen den gesellschaftlichen Zusammenhalt neben den schon vorhandenen unerträglichen sozialen und politischen Spannungen einer weiteren Zerreißprobe aus.

Auf der einen Seite die säkularen Bürger, deren westlich orientierte Lebensweise sich nur unwesentlich von der unsrigen unterscheidet. Das Verhältnis zu religiöser Bindung ist nicht so aufgelockert wie bei uns, nur wenige distanzieren sich bewusst und

öffentlich von ihrem Glauben. Der größte Teil dieser Verwestlichten gibt sich gerne als dem Islam zugehörig zu erkennen. Für sie ist er integrativer Teil ihrer Identität als »Kulturmuslim«. Dennoch bleibt die Haltung Andersdenkenden gegenüber meist offen und offenherzig. Die Religion wird oft nicht mehr aktiv gelebt. So wird den fünf täglichen Gebeten häufig nur rudimentär nachgegangen. Die Mentalität ändert sich aber ebenso wenig wie bei einem Katholiken, der nicht mehr regelmäßig seiner sonntäglichen Pflicht zum Besuch der Messe nachkommt.

Der andere mit der Religion auf fundamentale Weise verbundene Teil gewinnt seit dem Jahr 1979, dem Jahr der Islamischen Revolution unter Führung von Ajatollah Khomeini mit der Ausrufung der Islamischen Republik Iran, immer mehr an Kraft und Bedeutung. Seit dieser Zeitenwende durchzieht der Weckruf zur Teilnahme an einem am Islam orientierten Leben die arabische Welt. Wie ein Schwamm, der Wasser aufsaugt, füllen sich viele Gemüter mit diesem identitätsstiftenden Stoff. Endlich ist man nicht mehr nur die billige Kopie von etwas westlich Fremdem, sondern kann auf etwas Ureigenes verweisen. Zudem stellt die arabische Welt mit den heiligen Städten Mekka und Medina das spirituelle Zentrum dieser Weltreligion. Und das verleiht Status und Würde. Schließlich sind die Araber durch ihre Muttersprache auch im Besitz der Sprache der Offenbarungen des Korans. Nur im Arabischen hat das durch den Propheten vermittelte Wort ungebrochene Gültigkeit und entfaltet die von jedem Gläubigen berichtete überirdische Schönheit seiner Verse. Zu schön sind sie, um menschlichen Ursprungs zu sein. Das Leben ist bei diesem Teil der Bevölkerung geprägt vom Glauben, die Trennung von Kirche und Staat gilt ihnen als ein widersinniger Gedanke, vergleichbar sind sie nur mit fundamentalistischen christlichen Sekten oder einem ultraorthodoxen Judentum. Beide Strömungen haben im Westen glücklicherweise eine lediglich marginale Bedeutung. Ganz anders in Arabien, wo diese Haltung in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist und prägende Kraft gewonnen hat.

Bei meiner Arbeit am Golf von Persien war ich mit beiden Teilen der Gesellschaft konfrontiert. Unterschiedlich die Arbeit mit den weniger religiös Geprägten kaum von der in Hamburg, verlangten die streng muslimischen Patienten – und dies war der größere Teil – mir einiges an innerer Einstellungsarbeit ab.

Jetzt, nach zehn Jahren, bin ich froh, dass ich mich auf die damalige Einladung eingelassen habe. Ich habe Freundschaften geschlossen, die sicherlich meine Berufstätigkeit am Golf überdauern werden. Egal, aus welchem der beiden Lager stammend, die Großzügigkeit und kommunikative Lebensfreude hat mich für die Araber positiv eingenommen. Ich durfte diese Haltung, die uns im Westen nicht selten fehlt, so oft genießen, dass ich dieses Wohlwollen nie vergessen werde.

Diese Kultur des Zusammenseins ist für mich eine Bereicherung. In Sachen Mentalität können wir uns davon ein paar Scheiben abschneiden. Inwieweit jedoch die Lebensweise der dem Glauben fundamental Verbundenen mit der unsrigen kompatibel ist, bildet den Gegenstand, mit dem sich dieses Buch auseinandersetzt.

## Unter dem Vergrößerungsglas

Meine Beobachtungen und Fallgeschichten möchte ich nicht als eine wissenschaftlich präzise Abbildung der Wirklichkeit verstanden wissen, eher als Ansammlung von Fallgeschichten, die aber für sich schon ein Schlaglicht auf die Verfasstheit der arabischen Seelen werfen. Selbstverständlich lassen sich alle beschriebenen Phänomene auch im Westen beobachten. Es ist nicht der Einzelfall, der imponiert, sondern die Uniformität der Erscheinungen in ihrer Quantität. Solch eine Gleichförmigkeit der Symptomatik ist mir in Hamburg oder während meiner Tätigkeit in New York nicht begegnet. So habe ich versucht, das Material nach phänomenologischen Kriterien in eine nachvollziehbare Ordnung, in eine Kapitelstruktur, zu bringen.

Es ist dabei unvermeidlich, dass der Zuteilung der Fallgeschichten zu den Kapiteln dieses Buches eine gewisse Willkür anhaftet. Wie im gesamten Leben auch, ist gerade im Seelischen alles mit allem verbunden. So beugen sich die Erscheinungen der Psyche nur ungern den Schubladen unserer Betrachtungskriterien. Diese Schubladen sind aber nötig, um zu diskutierbaren Aussagen zu kommen.

Wie auch bei uns im Westen zeigen sich bei den seelisch Ange schlagenen wie unter einem Vergrößerungsglas die Probleme und Konflikte der Gesellschaft, sodass eine Betrachtung dieser Befindlichkeiten mehr als lohnt. Eine belastbare statistische Erhebung, die sicherlich von Interesse wäre, brauchte eine ungleich größere Stichprobe mit all dem damit verbundenen Aufwand. So sehe ich meine »case reports« und die dabei gewonnenen Erkenntnisse als Ausgangspunkt für eine vertiefte Diskussion und Auseinandersetzung über das Zusammenleben von Menschen verschiedenster Mentalitäten in einer globalisierten Welt.

Zur Wahrung der Anonymität meiner Patienten, die sämtlich dem Niederschreiben ihrer Fallgeschichten nicht nur zugestimmt haben, sondern davon sogar sehr angetan waren, habe ich sowohl Ort als auch Namen geändert. Die Veränderung des Ortes ist für meine Aussagen unerheblich, sind doch die Symptomatik und Problematik in der ganzen Golfregion ähnlich und allenfalls bei den Saudis noch akzentuierter. Auch wenn die Golfanrainer, von dem alle vereinigenden strammen Antisemitismus einmal abgesehen, in innigster Feindschaft verbunden, ihre Unterschiede betonen, wirkten ihre Probleme auf mich doch sehr vergleichbar. Außer zu einem Omani hatte ich zu allen Nationalitäten des Golf-Kooperationsrats (GCC-Gulf Cooperation Council) Kontakt. Strukturell gibt es keine Unterschiede. Die Verbundenheit über Sprache und Kultur lässt eine solche Gleichförmigkeit auch erwarten.

Wenn in den Schilderungen die Strenge des Urteils über meinen empathischen Blick zu obsiegen scheint, ist dieser Eindruck

falsch. Sehr wohl war mir jeder Patient oder jede Patientin immer ein lebendiges Gegenüber, das meine Antwort als Mitmensch herausforderte. Auch in Hamburg bin ich nicht selten sprach- und antwortlos. In Arabien fühlte ich mich darüber hinaus häufig ohne seelischen Kompass. Mir fehlte schlicht die kulturelle Eichung. Durch beharrliches Hinterhergehen und phänomenologische Befragung wiesen mir die Patienten dann aber selbst die therapeutische Richtung. Ihnen gebührt für das mir dabei entgegengebrachte Vertrauen bis heute mein Dank.

Für die therapeutisch Interessierten: Ich fliege mehrfach im Jahr für ca. zehn Tage dorthin, arbeite mit den Patienten jeden oder jeden zweiten Tag. Wenn nötig, mache ich von Hamburg aus zwischenzeitlich Telefon- oder Skype-Sitzungen. Das funktioniert erstaunlich gut. Insgesamt entsteht dabei in zwei Jahren ein einer Langzeittherapie vergleichbarer Sitzungsumfang (50 bis 80 Sitzungen). Genug Stunden für die Entfaltung der Lebenserzählung jedes Einzelnen. Als Therapeut, unser Beruf besteht ja vor allem aus Zuhören, sammeln sich so viele Geschichten, vollendete und unvollendete, zu einem großen Erinnerungsberg in einem an. Man wird Zaungast und Zeuge von so viel Leben. Durch dieses Buch kann ich wenigstens die arabischen Erzählungen von diesem Berg wieder abtragen.





1.

## Das vergiftete Paradies – vom Verbot der Loslösung

Vom Propheten Mohammed ist in einem Hadith folgender Ausspruch überliefert: »Das Paradies liegt zu Füßen der Mutter.« Wie aus diesem oft zitierten Spruch Mohammeds herauszulesen, ist es dem Gläubigen verboten, sich loszulösen, es ist ihm verwehrt, Abhängigkeit und Bindung aufzulösen. Wie ein roter Faden zieht sich dies durch die gesamte arabisch-muslimische Kultur. Und es beginnt bei der Mutter. Sie wird unendlich respektiert, verehrt und gefürchtet, ein Loskommen ist unmöglich. Dieses Festkleben ist das Paradigma der gesamten Kultur.

Hadithe sind die überlieferten Erzählungen über das Leben und die Aussagen des Propheten Mohammed. Sie dienen der Interpretation und praktischen Auslegung des Korans. Insofern haben die Hadithe große normative Kraft für das konkrete Miteinander der Menschen auf allen Beziehungsebenen, sie bilden eine Art islamischen Katechismus. Diese Handlungsanweisungen sind für einen großen Teil der Muslime sehr viel mehr gelebter Glaube und Alltagsweisheit als der Koran selbst.

Dieser Hadith ist erst einmal durchaus wörtlich zu nehmen, im Sinne einer Herrschaftsbeschreibung, die besonders für Männer, die ja nicht selbst Mutter werden können, eine grundsätzliche Ohnmachtserfahrung bereithält. Den Mädchen und Frauen steht der Weg der Identifikation mit der Mutter frei. Indem sie sich ihr anverwandeln und selbst die Perspektive der Mutterschaft verinnerlichen, eröffnet sich ihnen ein Weg zu eigener Machtübernahme.

## Die Mutter als Schicksal

In der muslimischen Kultur bedeutet der Ausspruch aber neben der auch für uns geltenden Kindheitserfahrung der völligen Auslieferung an die Person der Mutter – schon Freud merkte an, dass die Mütter unser Schicksal sind – noch viel mehr. Steht im Westen die Mutter als schicksalgebärender Ausgangspunkt des Lebens an dessen Anfang, so steht sie im Islam auch an dessen Ende. Nachdem Allah, so geht eine Erzählung, über dich gerichtet und deiner Seele aufgrund deines gottgefälligen Lebens Zutritt zum Himmel gewährt hat, steht dort noch die Mutter. Sagt sie Nein, ist Allahs Urteil hinfällig, und du gehst in die Hölle. Man ist ihr also selbst post mortem ausgeliefert, kommt nie von ihr los, bleibt ein ganzes Leben unter ihrem Einfluss.

Auch in den Therapien mit meinen westlichen Patienten in Hamburg bleibt das Bild der Mutter über lange Zeit unantastbar. Die Patienten halten an der Idealisierung wie an einem letzten, Sicherheit versprechenden Strohalm fest. Nicht selten steht dabei das Maß der Idealisierung in einem direkten Zusammenhang mit dem Wunsch nach Schutz. Dieses Schutzbedürfnis ist naturgemäß dann besonders groß, wenn die Kindheit durch Traumata oder eine kumulative Traumatisierung wie zum Beispiel bei einer chronischen Vernachlässigung geprägt war. Viele sich wiederholende, durch fehlende Empathie gezeichnete Kontakterfahrungen mit den Eltern haben wie bei der chinesischen Wasserfolter einen mindestens so traumatisierenden Effekt wie ein erschütterndes, großes Ereignis. Ein einziger Tropfen richtet nichts an. Aber die sich anhäufende Menge kleiner, wiederholter Verletzungen kann ebenfalls seelische Narben hinterlassen, die das weitere Leben nachhaltig bestimmen.

Als Therapeut hat man mit Idealisierungen vorsichtig umzugehen, gefährdet doch ein zu frühes Zerstören die noch nicht belastbare therapeutische Beziehung. Die Idealisierung meiner eigenen Person bleibt ebenso erst einmal unangetastet und wird von mir

als Wunsch nach eben solchem Schutz vor inneren und äußeren Gefahren verstanden.

Um ohne Angst durchs Leben gehen zu können, sind wir darauf angewiesen, realistische Bilder beider Elternteile in uns zu haben. Diese Bilder – »Imagines« – sind Voraussetzung für ein realistisches Selbstbild. Ohne dieses Selbstbild bleibt der Abgleich mit der Wirklichkeit schwierig und schmerzhaft, denn ein falsches Selbstbild sorgt zum Beispiel durch eine überzogene Anspruchshaltung aufgrund einer grandiosen Selbstüberschätzung für häufige Frustrationen und ein allfälliges Scheitern. Nur ein realitätsbezogenes Selbstbild geleitet uns elegant durchs Leben, ohne dass wir allzu häufig schmerzhaft anstoßen. Eine Patientin in Hamburg formulierte es einmal so: »Man muss wissen, in welcher Höhe des Regals des Lebens man zugreifen muss.«

Das Selbstbild braucht als Ausgangspunkt das wirklichkeitsnahe, erwachsene Begreifen der Persönlichkeiten der Eltern. Nur dann tragen uns diese Bilder der Eltern ohne die Furcht, dass sie unter dem Druck der Wirklichkeit zusammenbrechen, durchs Leben. Einer der Gründe, warum viele in Arabien das familiäre Umfeld nie verlassen, ist die Furcht vor diesem Zusammenbruch durch die Konfrontation mit dem Leben draußen, das dann auch Vergleiche zuließe.

Die Bearbeitung des Vaterbildes geschieht therapeutisch häufig vor der Auseinandersetzung mit der Mutter. Sie fällt in der Regel viel leichter, da der Vater ferner empfunden wird und als nicht so schicksalsentscheidend. Ich war überrascht, wie groß der Anteil meiner Patienten in Arabien war, der ein extrem negatives Bild des Vaters hatte. An ihm blieb selten etwas Gutes hängen. Die Väter sind sehr oft abwesend und/oder emotional kaum verfügbar. Keine Kraft ist da, die das Kind von der Bindung an die Mutter weglockt und in die Welt führt. So bleiben die Kinder präödipl, das heißt am Übergang ins Vorschulalter, in ihrer Entwicklung stecken: fixiert auf das Bild, das die Mutter von ihnen hat, und nicht verpflichtet auf das, was sie in der Welt wirklich darstellen.

Nur die narzisstisch geprägten Männer unter meinen Patienten hielten auf ihre Väter, vielleicht, weil sie den Vertreter ihres Geschlechts nicht zu sehr beschädigen wollten.

Ganz anders die Arbeit am Bild der Mutter. Selbst angesichts ganz offensichtlicher Mängel bei der Aufzucht der Kinder werden solche Mängel erst einmal verleugnet, heruntergespielt, und es wird abwiegend Verständnis gezeigt. Die Mutter ist sakrosankt. In vielen Situationen wurde mir zu verstehen gegeben, ich würde verbotenes Terrain betreten, wenn ich nach der Mutter und den Empfindungen ihr gegenüber fragte, insbesondere dann, wenn ich mich nicht mit Floskeln abspeisen ließ. Manchmal wurde ich angesehen, als hätte ich ein unsittliches Ansinnen geäußert. So musste ich lernen, weit behutsamer vorzugehen als in Hamburg. Erst wenn ich »genügend Meilen« mit dem Patienten zurückgelegt hatte, ging ich dieses Thema an, wenn es therapeutisch notwendig war.

Die dabei ausgelösten Schuldgefühle waren mir schon aus meinen Erfahrungen in Hamburg bekannt, hier in Arabien aber hatten sie die Stärke eines Tsunamis. Wenn es um die Lebensbegründerin geht, hört aller Spaß auf. So rückten diese Schuldgefühle erst einmal in das Zentrum unserer Auseinandersetzung. Nach einer Weile konnte mein Gegenüber dann auf Fragen antworten wie, welche Empfindungen wohl gegenüber der Mutter ohne Schuldgefühle herrschen würden. Es dauerte lang, bis ich deutlich machen konnte, dass Schuld auch eine Art Deckel sein kann, unter dem sich womöglich das Eigentliche verbirgt. Ein Beziehungskleber, der das, was längst entzweit ist, im Negativen wieder zusammenfügt, um die Illusion einer bestehenden unverbrüchlichen Beziehung wieder aufzubauen. Wie sich zeigt, leben viele der arabischen Patienten in dem Dilemma, schon lang diese Unverbrüchlichkeit verloren zu haben, ohne dies zu wissen oder wissen zu dürfen. Zu stark ist der innere Zensor, der verbietet, sich dies einzugestehen. Denn dahinter begänne eine Einsamkeit, so die Befürchtung, die nicht auszuhalten wäre. Deshalb muss vorher

eine tragfähige therapeutische Beziehung entstanden sein, die diese Verlassenheit aufzufangen vermag. Es ist erstaunlich, wie danach das Vaterbild noch einmal hervortritt und Korrekturen zum Positiven erfahren kann. Die Aneignung positiver väterlicher Persönlichkeitsanteile hilft bei der Lösung von der Mutterfigur. All diese Prozesse des Autonomie-Abhängigkeits-Konflikts verlaufen in Arabien sehr viel langsamer und unterschwelliger, auch weil die umgebende Kultur die Autonomiebildung nicht als Ideal vertritt.

Auch ohne den zitierten Hadith ist die Verpflichtung zu ewiger Treue gegenüber der Familie und der dort tradierten Kultur allmächtig. Die weitverbreitete Neigung, den Nachwuchs zu verwöhnen, hilft ebenso wenig. Diese festigt die Bindung, selbst wenn sie unpersönlich bleibt. Wie im zweiten Kapitel beschrieben, ist es mehr eine Bindung an eine Instanz als an eine Person. Von dieser würde eine Lösung leichter fallen, da sich ein eigenes Selbst in der Auseinandersetzung mit ihr bilden könnte.

## Zentralpunkt Familie

Die Vorgaben der Kultur, vermittelt durch den Koran, bestimmen die Regeln des familiären Zusammenlebens im Sinne des Separationsverbotes. Eine kurze Episode mag dies illustrieren: Ahmed H. hatte eine Kindheit voller väterlicher Grausamkeiten hinter sich gebracht. Die Mutter wurde vom Vater wegen unbegründeter Eifersucht regelmäßig körperlich misshandelt. Schon als kleiner Junge wurde er mit seinen jüngeren Schwestern Zeuge dieser seelischen und körperlichen Gewalt. Auch durch den Einfluss der Therapie konnte er, als der hochbetagte Vater die ebenso hochbetagte Mutter mit dem Gehstock wieder einmal grausig zugerichtet hatte, nicht mehr an sich halten. Nach sechzig Jahren Selbstkontrolle explodierte er, und all die ungesagten Sätze brachen sich Bahn. Dies geschah unter den Augen der Mutter und der herbei-

geeilten Schwester. Dass er keine Minute seiner Gegenwart als Kind genossen habe, rief er, dass er nur noch ein Ende dieses Martyriums herbeigesehnt habe und dass er nur wünschte, dass der Vater zurück zu den Verwandten nach Persien zöge.

Ahmed fühlte sich danach erst einmal erleichtert. Hatte er doch all diese Sätze in sich behalten müssen, um ein »guter Junge« zu sein. Schon während er den Vater anschrie, bat die Mutter ihn flehentlich, von ihm abzulassen. Anschließend brach ein Sturm der Entrüstung und Beschämung los. Allen voran vonseiten der Mutter, gefolgt vom Onkel und der restlichen Verwandtschaft, wurde Ahmed vorgehalten, er verhalte sich ungebührlich, habe dem Vater keinen Respekt gezollt und solle sich dringend entschuldigen. Die Taten des Vaters waren gar kein Thema mehr. Im Kern wurde ihm vorgeworfen, gegen die Gesetze des Islams verstoßen zu haben. In Sure 17 Al-Isra (Die Nachtreise) stehe doch, dass man gegen die Eltern, besonders wenn sie alt geworden seien, noch nicht einmal den Seufzer »Uff« vorbringen solle. Dieser Seufzer sei gewählt, weil das »f« die kleinste aller möglichen lautlichen Anstrengungen darstelle, so klar sei der Koran darin, selbst diese kleine Äußerung zu unterbinden. Für Äußerungen von Wut oder gar Lösungswut ist hier kein Platz. Ob der Koran in diesem Fall wirklich korrekt verstanden wird, kann ich nicht ermessen, es scheint mir aber unerheblich, entscheidend ist die vorherrschende Interpretation, die eben eine Separation erschwert oder gar unmöglich macht.

Von den Eltern über die Familie zieht sich der rote Faden bis hin zum Staat und zur Religion: Der mangelnde Wunsch nach Auseinandersetzung ist frappierend, bis man versteht, dass der Akt der Auseinandersetzung an sich das Problem ist. Für eine Betrachtung meiner selbst und meiner Situation muss ich mich von mir selbst loslösen, mich wie von außen betrachten können. Dies gelingt nicht. Es wäre ein Akt der Freiheit. Dann könnte ich auch alles andere so betrachten. Dabei könnten aber Distanz und Entfremdung entstehen. Beides ist innerlich mit Strafe bewehrt. Der

Patient muss also den Lösungsimpuls abwehren und in ein Symptom verwandeln, in dem der ursprüngliche Konflikt verkapselt wird: die Angst. Durch die Beschäftigung mit diesem Symptom wie mit einer Krankheit verschwindet der Ursprungskonflikt im Unbewussten.

Ein großer Teil meiner Arbeit mit arabischen Patienten war dem Weg der Metamorphose des vorherrschenden Symptoms, der Angst und ihren Abwehrformen, zurück zum Ursprungskonflikt gewidmet. Auch dieses Buch widmet sich in großen Teilen den verschiedenen Aspekten, diesem Urproblem.

Jeder Mensch muss sich ihm auf seinem Lebensweg stellen und am Ende hoffentlich als integriertes Ganzes dabei herauskommen. Wir sind, und das ist eine existenzielle Unausweichlichkeit, gespannt zwischen Abhängigkeit und Autonomie. Zwischen diesen beiden Polen versuchen wir unseren Platz zu finden und dort zu rechtzukommen.

Wir beginnen als Säuglinge in völliger Abhängigkeit und kämpfen uns über die Jahre der Kindheit und Jugend hinein in eine soziale und emotionale Selbstbestimmung und Autonomie. Positiv erlebte Abhängigkeits- und Beziehungserfahrungen helfen uns nach erlangter Autonomie, dass wir uns im Erwachsenenleben wieder hineinbegeben in eine Art kontrollierte Abhängigkeit eigener Wahl, die partnerschaftliche Beziehung. Diese Beziehung ist der Testfall. Hier entscheidet sich, ob ich durch meine Jahre des Unabhängigwerdens wirkliche Autonomie erlangen konnte oder ob ich im Sinne einer Pseudoautonomie beziehungs- und bindungsunfähig geblieben bin. Im Alleinsein Autonomie zu bewahren ist kein Kunststück. Erst die Beziehung mit all den damit verbundenen Anforderungen und Fremdbestimmungen entscheidet, ob mein Gefühl von Unabhängigkeit und Selbst druckfest geworden ist und so nicht mehr nach ständiger Selbstvergewisserung durch einen Ausbruch aus der Beziehung verlangt, um der Fremdbestimmung zu entgehen. Ein ausreichend ausgebildetes Autonomiegefühl erträgt ein erstaunlich hohes Maß an Fremdbestimmung.

mung. Diese entsteht zum Beispiel durch die Hingabe an die Kindererziehung ganz unweigerlich für jeden engagierten Elternteil, natürlich auch dann, wenn man die Kinder voller Absicht in die Welt gesetzt hat.

Im Westen sind Separation, Individuation, Unabhängigkeit ein selbstverständlicher Teil des kulturellen Curriculums, das wir in unserer Erziehung durchlaufen. Für viele Eltern gilt es als Ideal, am Ende der Erziehung unabhängige Menschen auf den Weg gebracht zu haben. Im besten Fall kehren die Kinder dann regelmäßig zurück, um die Beziehung zu den Eltern zu pflegen und ihre erinnerte Abhängigkeit in erlangter Autonomie zu genießen.

Die Verhältnisse in Arabien, insbesondere bei den orientalisches geprägten Familien, sind andere. Ist die Welt im Westen gleichsam zweipolig, fehlt im Osten der Pol der Unabhängigkeit; das Erleben bleibt monopolar und wie in Kreisen um den Zentralpunkt der Familie angeordnet. Jede Entfernung von diesem Zentralpunkt in ein wirklich Eigenes ist von starken kulturellen und emotionalen Spannungen geprägt, die sich im Kardinalsymptom der Angst zeigen. Diese Angst tauchte in fast jeder Sitzung auf, ist aber auch in der Außenwelt spürbar, dürftig beherrscht vom strengen Reglement der sozialen Regeln.

Die Fixierung auf die Familie wird zum einen als wohlige, als wohltuende Geborgenheit erlebt, zum anderen aber auch als langweilige Last. Es wird unendlich viel Energie und Zeit darauf verwendet, die Familie zusammenzuhalten. Das Erscheinen beim freitäglichen Mittagessen ist absolute Pflicht für die Familienmitglieder, sei es bei den Eltern, den Schwiegereltern oder den Großeltern. Stirbt der letzte Vertreter der älteren Generation, übernimmt der oder die Älteste unter den Geschwistern die Rolle des Gastgebers. Die westliche Isolation hat Arabien (noch) nicht erreicht. Das ist eine große kulturelle Leistung mit einem enormen Preis. Das Sich-Entfernen von der Herde ist unerwünscht und mit erheblichen Schuldgefühlen verbunden.



## Das große Eine

So durchzieht das Separationsverbot die arabische Kultur wie ein roter Faden. Es beginnt mit so banalen Dingen wie Kartenlesen. Dies wird in der Schule nicht gelehrt. Wie oft habe ich die hilflosen Blicke bei Rückgabe eines Stadtplans erlebt, wenn ich zum Beispiel einen Treffpunkt in Hamburg markieren wollte. Sie konnten die Karte trotz englischer Version nicht lesen, sie schauten mich an, als hätte ich ihnen ein Buch auf Chinesisch gereicht. Sie wollten aber auch nicht lernen, sie zu lesen, sondern nahmen sich aus Angst, verloren zu gehen, selbst für kürzeste Strecken ein Taxi. So wird aus Unfähigkeit Angst. Eine Landkarte erlaubt mir, mich auch in unbekanntem Terrain zu bewegen, von anderen unabhängig zu sein. Und so steht diese Unfähigkeit für mich metaphorisch für viele Schwierigkeiten. Man bewegt sich eben nur in bekanntem Gelände. Es fehlt der Drang, Grenzen zu überschreiten. Dies ist auch gar keine kulturell vermittelte Intention. Man bleibt für die kleinen Shopping-Spaziergänge in unmittelbarer Umgebung des Hotels in Hamburg. Entdeckungsfreude habe ich selten gespürt.

Auch die seltsame, doch nahezu zwangsläufige arabische Scheinheiligkeit zählt für mich zu den Phänomenen des Separationsverbotes. Jedes Leben braucht nicht nur die meditative Versenkung, sondern auch Rausch und Ekstase. Da »sex and drugs and rock 'n' roll« aber im Bemühen um Idealität aus dem Kanon der arabischen Kultur vollständig verbannt sind, müssen sie im Untergrund ein Lügendasein fristen. Auch in Arabien gilt die Weisheit des Karnevalsliedes, dass wir »alle kleine Sünderlein« sind. Um aber die Regeln der Kultur unangetastet zu lassen, wird diese Weisheit verleugnet, und jeder tut so, als würde sein Verhalten diese auch gar nicht infrage stellen; das Auseinanderklaffen von realem Tun und kulturellem Anspruch wird nicht thematisiert. Der sturzbetrunkene Gläubige mit jenem Abdruck des Gebetssteines auf der Stirn, der sich nur durch unzählige Berührun-

gen beim Verbeugen im Gebet einstellt und der wie ein Orden getragen wird, bemerkt seinen Widerspruch ebenso wenig wie der verheiratete Saudi, der in den Bars von Bahrain auf Frauenfang geht. Die Bigotterie kennt keine Grenzen, muss doch das Bezogen-sein auf die kulturelle Mitte und ihre Regeln, den Islam, widerspruchsfrei gewährleistet sein, auch wenn das eigene Verhalten dem Hohn spricht. Meine innere Reaktion war anfänglich Empörung über ein so offensichtliches sich rundum Zulügen. Ich musste lernen, dies milder zu betrachten, da der Gläubige gar keine andere Möglichkeit hat, als durch den Extraraum des Geheimnisses und der Lüge doch noch ein bisschen Leben zu ergattern. Diese verzweifelte Suche nach Leben fand dann letztlich meine Sympathie.

Auch in Gesprächen kann man die Grenze spüren, die nicht überschritten werden soll. Meiner Lust zu debattieren wurde mehr als einmal Einhalt geboten. »Doktor, fragen Sie nicht zu tief, es könnte keine Antwort geben«, lautete häufig die Ansage. Mit anderen Worten: Man möge doch bitte eigene Konflikte nicht anstacheln, sondern ruhen lassen, sodass die Überzeugungen und Verhältnisse bitte unverändert bleiben. Manchmal kam mir das Ganze zunächst nur wie eine Denkfaulheit vor, es war aber vielmehr Angst als Trägheit des Denkens.

Die unzureichende Autonomiebildung durchzieht alle Lebensbereiche. Im Westen ist die fehlende Reiseerlaubnis für die weiblichen Mitglieder der Familie ohne entsprechende männliche Begleitung noch am bekanntesten. Dieses religiöse Verdikt, das weibliche Unabhängigkeit primär unter das männliche Wohlwollen stellt, ist eine nach wie vor weitverbreitete Praxis. Die Begleitung erstreckt sich schnell auf kleinere und größere Gruppen. Und noch immer unterstützt der Staat eine solche Geldverschwendung und bezahlt häufig bei medizinischen Maßnahmen im Ausland auch die Kosten des Aufenthaltes der Angehörigen.

Auch sozial gruppiert sich das Gemeinwesen gleich Kreisen um den Mittelpunkt des Feudalherrschers. Die zunehmende Nähe zu

diesem Zentrum definiert Status und Reichtum. Entsprechend eingeschränkt ist die politische Kultur. Der zweite Pol der Opposition existiert entweder nur rudimentär oder wird systemkompatibel in einer scheindemokratischen Simulation zur Beruhigung der Massen und des Westens angeboten.

Besonders im Glauben manifestiert sich das Ideal des einen, unverrückbaren Mittelpunkts, um den sich die Gläubigen scharen. Sie suchen in der Umma, der Gemeinschaft der Glaubenden, das große, ferne Eine. Diese Suche soll durch keine Einflüsse von außen oder innen gestört werden. Die Auslegung darf in extenso diskutiert werden, aber nie die Gültigkeit des Ganzen, in dessen Zentrum der Glaube an die göttliche Herkunft des heiligen Textes steht. Zweifel daran würden das ganze Glaubensgebilde aushebeln. So ist es absolut sinnfällig, dass zu den heiligen Stätten nur Gläubige zugelassen werden. Steht doch im Mittelpunkt der muslimischen Welt in Mekka dieser eine schwarze Quader, die Kaaba, um die herum sich rituell und symbolhaft alles dreht. Symbol für eine ganze Kultur, die planetenhaft von diesem magischen Zentrum angezogen wird. Jeder, der dort in Mekka war, berichtet von der Unwiderstehlichkeit der Erfahrung, von diesem einen Großen magisch angezogen und aufgehoben zu sein. Mir ist noch kein gläubiger Muslim begegnet, der nicht davon berichtet hätte. Es ist der Ort der Selbstvergewisserung einer Kultur ob der absoluten Gültigkeit des eigenen Glaubenssystems. Diese wird den Frommen dort zweifelsohne leibhaftig vermittelt.